

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 9

Artikel: Unterseelandschaft
Autor: Heer, Gottlieb Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unterseelandschaft.

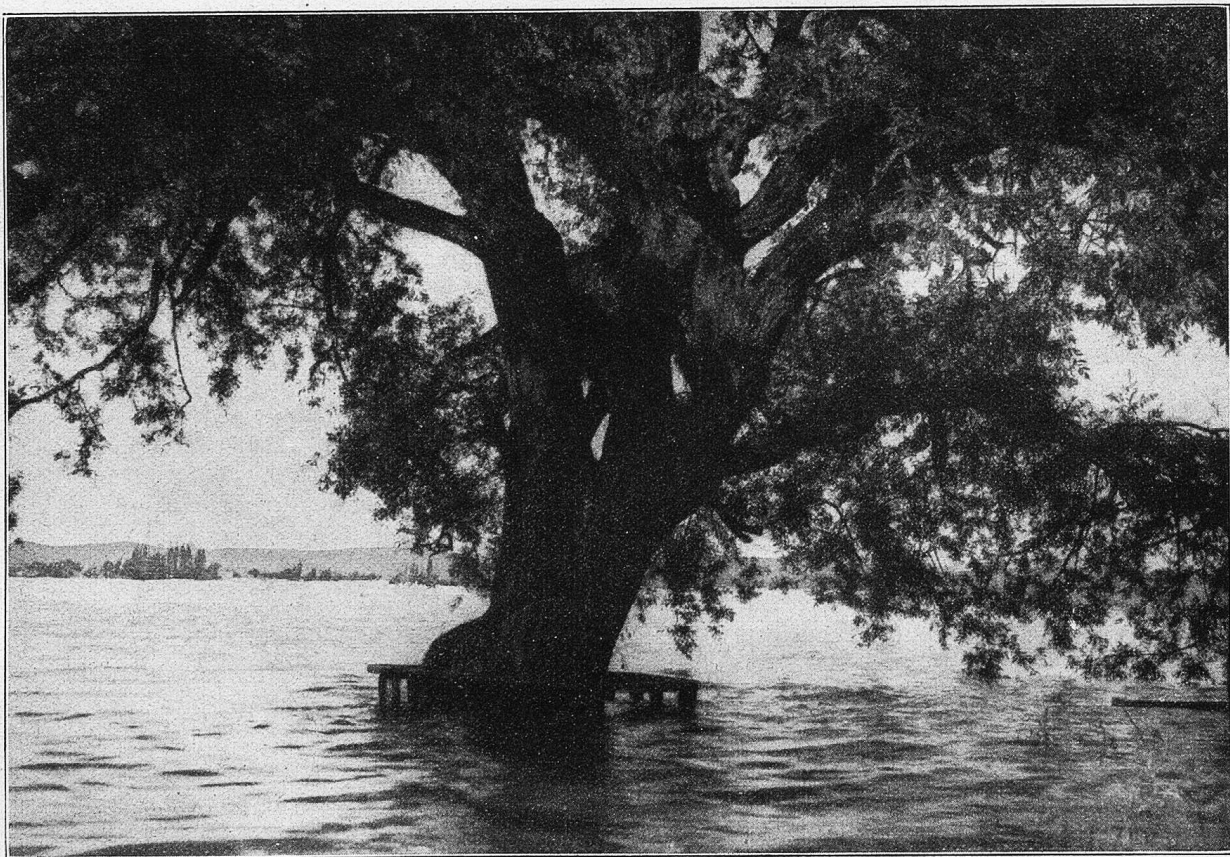
Von Gottlieb Heinrich Heer.

Jede Landschaft enthüllt dem, der offenen Sinnes sich in sie versenkt, ihr eigenes Antlitz. Mag es auch je nach den Stimmungen, den Zeiten andre Züge weisen, heiterer oder trüber Laune erscheinen: es lebt ein immerwährendes, eigenes, nur ihm eigenes Leben in diesem Antlitz, das den Willen der Schöpfung offenbart. Einswerden mit der Natur, eines der zutiefst befreienden Menschenenerlebnisse, heißt dieses geheime, gestaltende Wirken erkennen und im vielfältigen Ausdruck der Landschaftsseele eigenes, werdendes und vergehendes Dasein gespiegelt sehn.

Dort, wo der Rhein beruhigt die alte Stadt Konstanz verläßt und sich träge durch Schilffelder und an Moosbänken vorüber windet und seinen Lauf behaglich hemmt und zum Untersee weitet, beginnt ein Antlitz der Landschaft ganz besonderer Art zu leben und zu leuchten. Es läßt den Wandernden erstaunt ausblicken; sein Schauen gewinnt eine plötzliche Weite, die übers Wasser und gedehnte Hügel hinweg endlos scheint. Und er atmet auf, als ob er von einer

Not erlöst würde, als ob unmittelbar ein Druck von ihm genommen wäre durch das liebevolle Lächeln, das dieser Landschaft eigenster Zug ist. Es wirkt eine Ruhe, eine Befreiung, ja, eine Überlegenheit in diesen flachen und doch niemals öden Ufern mit ihren Baumgärten, ihren Wiesen und Feldern und in diesen zart gezeichneten Horizonten, über denen der Himmel sich öffnet. Die Fischerdörfer, die sich auf Landzungen wie überladene Rähne in die Flut schieben, die Buchten, die sie verbinden und im Herbst den See golden umsäumen wie eine kostbare Fassung den noch kostbareren Stein, sie scheinen leicht eingefügt in dieses Bildnis der Ruhe. Aber sie geben seinem großzügigen Aufbau dennoch Halt und dem fliehenden Blick besinnliche Stütze. Langsam ansteigend, die Festigkeit und Uner-schütterlichkeit ihrer Jahrtausende bergend, hüten die Moränenhügel Ufer, Dörfer und See, und sie verleihen mit den dunkeln Waldkronen dem lächelnden Antlitz einen klaren Ernst.

Aber sie hüten auch ihre reizvollen Geheim-



Idyll am Untersee bei Hochwasser.

Phot. Dr. Boller.



Fischer- und Bauernhaus in Ermatingen.

Phot. Dr. Voller.

nisse, die einzig dem sich erschließen, der sich darum bemüht. Mancher Krebsbach hat sich tief ins Sandgestein eingekerbt und führt, von den Waldschluchten geborgen, die lustigsten Sprünge auf, ehe er seine Bestimmung am Ufer findet. Zwischen den Buchenbeständen äst das Wild auf versteckten Wiesen, und es nähert sich vorsichtig der Tränke. Seltene Blüten, Orchideen und Wintergrün, verblühen ungestört, und über kleinen Wasserfällen und an den Windungen der Bächlein plustert sich mancher scheue, kaum sich zeigende Waldbvogel. Es gibt da Winkel und verborgene Felsräume, in denen wahrlich nur die Nymphen und der geflügelte Gott fehlen, um die lieblichste Idylle des alten Geßner zum Leben zu erwecken...

Mag auch solch ein Antlitz der Landschaft sich durch die Jahrhunderte hindurch im wesentlichen gleich bleiben, so gräbt doch die Geschichte der Menschheit ihre Furchen darein. Jedes Geschlecht hinterläßt, indem es selbst vergeht, seine eigenen Spuren. Und die sind zwiespältig, wie alles Menschliche. Jedoch, es gibt Landschaften, die in dieser Beziehung von der Geschichte bevorzugt scheinen. Vielleicht liegt es nicht zuletzt im

besonderen Eigenwert, im natürlichen Reiz einer Gegend, daß sie gerade das Schöpferische des Menschen und seiner Geschichte anzieht und eine Fülle menschlicher Spuren vereinigt, die der Landschaft ein sprechendes Gepräge geben. Die Landschaft des Untersees bringt einen einzigartigen Einklang zwischen Natur und menschlichem Geschehen zum Ausdruck; die Jahrhunderte haben sich ihrem Rahmen als unvergängliches Bild eingefügt. Drüben auf der Insel Reichenau, die wie ein ruhendes Schiff im Wasser liegt, träumt noch das frühe, gläubige Mittelalter. Ein Tochterkloster St. Gallens, im 8. Jahrhundert von Pirmin gegründet, hat von hier aus seine Kultur verbreitet. Die Reichenauer Malerschule fand tiefen Einfluß auf die frühe christliche Kunst des germanischen Gebietes. Was die Hunneneinfälle davon zerstörten, bauten spätere wieder auf, und unter den Grabplatten ruht mancher werktätige Abt. Karls des Großen unglücklicher Urenkel, Karl der Dicke, soll auch hier die ewige Rast gefunden haben.

Doch nicht das Kloster selbst erscheint uns als das sinnfälligste Wahrzeichen des Mittelalters; es ist die Kirche Oberzell, deren stille, fromme

Romantik mit See und Ufern innere Verbundenheit sucht und findet. Und dennoch birgt sie bei aller Abgeschlossenheit Fernsehnsucht und Weltweite in sich. Aus den schmalen Gestalten ihrer Fresken mit den mächtigen Gloriolen, längst verblaßt, dann aufgefrischt und nun wiederum verbleichend, strahlt das Licht, das immer wieder der Osten gespendet. Mitten im Untersee raunen biblische Bildergeschichten vom alten Byzanz und seinen Meistern. Sie zeugen von einer Zeit, in der geübte Hände ihr wirkliches Können von Land zu Land weitergaben, da alle Kunst ja einzig Dienst im Glauben an das Unsterbliche war. Im Dämmer des Westens aber, über den ausgebrannten Kratern des Hegaus entwindet sich jene Geschichtsepoche dem Blicke. Das Weltliche hält nicht so sicher Stand wie das Religiöse ... Herrschaft und Gemäuer des Hohentwiel's liegen in Trümmern.

Manches Geschick hat seitdem sich erfüllt an den Ufern des Sees, manches alltägliche, manches bekannte. Der Schwabenkrieg hat Ermatingen versengt; einem neuen Dorfe gaben unverdrossene Geschlechter bauliche Form. Durch das gleiche Dorf soll der abgesetzte Papst Johannes vom strafenden Konzil zu Konstanz geflohen sein; Ermatinger Fischer, so geht die Sage, haben ihn mitleidig mit „Groppen“ gespießen. Der später erneut zur Macht gekommene Kirchenfürst soll als Dankbarkeit dem Dorfe die „Groppenfasnacht“, einen Narrensonntag mitten in der Fastenzeit verliehen haben. Noch heute feiern sie den Lactaresonntag mit Tanz und gelegentlichen Umzügen, mit Lustbarkeit und Maskentreiben ... Aber die Bevölkerung des ganzen Bodenseegebietes hat's mit frühlingshaften Narrenfesten, die Schweizer sowohl wie die Deutschen. Alter heidnischer Brauch scheint auf diese Weise noch lebendig zu sein. Bannung der bösen Wintergeister, Willkommen des Lenzes, all diese uralten Sitten und dunklen Glaubensgebärden treiben ihr Spiel durch die Jahrhunderte. Und so wird auch die Ermatinger Fischerfasnacht zurückgehen in Zeiten, da fürchtende Seelen noch bei Götzenbildern und Naturgeistern um ertragreiche Ausfahrt gebeten.

Heute noch ist der Gangfischfang eine Begebenheit, die die ganze Seegegend in Bewegung und Spannung versetzt. Im späten Herbst, wenn diese Felschenart in Zügen von Tausenden und aber Tausenden schwärmt, ziehen die Fischer mit schweren Booten und den größten Netzen zu gemeinsamem Fang hinaus. Das „Segi“, der

mittelhochdeutsche Ausdruck für das Netz, hat sich hier für diese besondere Art von Fanggerät erhalten — das Gangfischsegi umgarnt einen weiten Umkreis und kann mit seiner oft zentnerschweren Last nur von mehreren Männern eingezogen werden. Die auf diese Weise gefangenen Fische reisen dann als Leckerbissen in aller Herren Länder, zumal als gerauchte Gangfische.

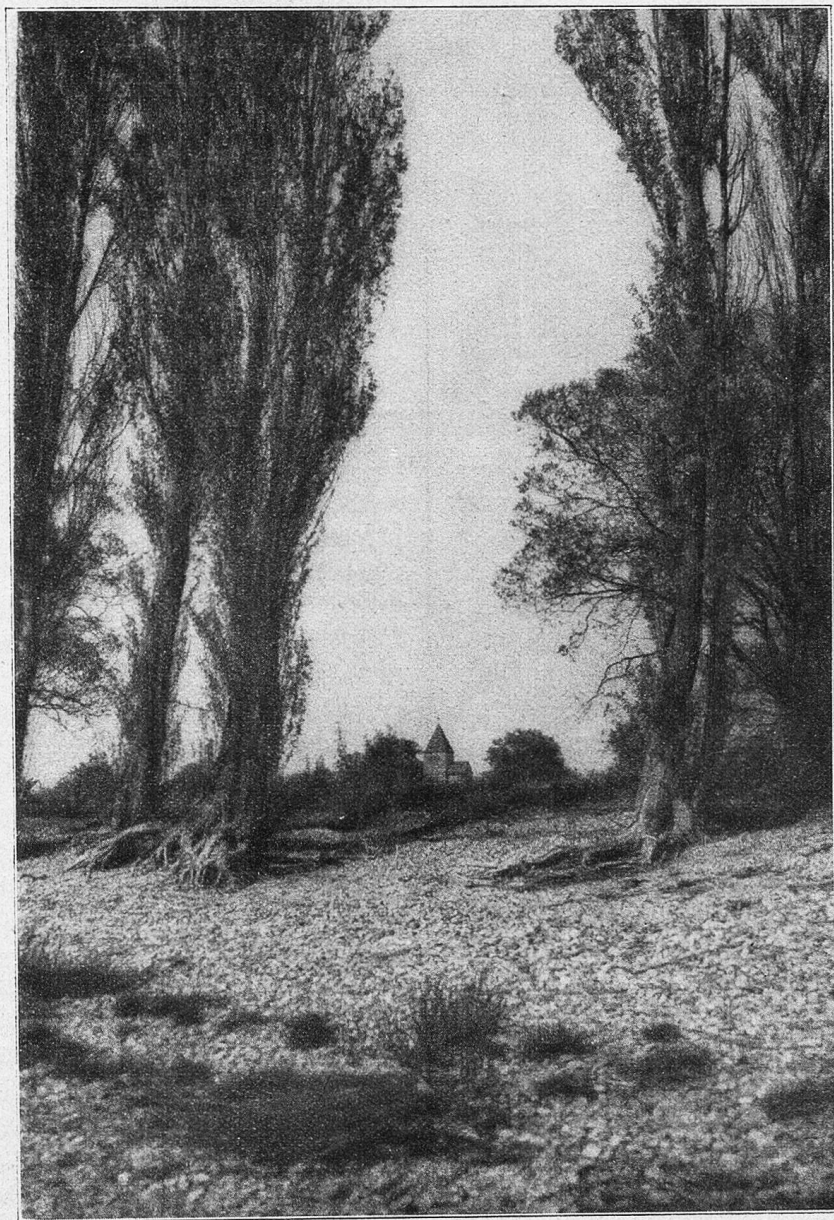
So hegen all diese schmucken Dörfer am Untersee mit ihren ineinandergeschobenen Riegelhäusern das löbliche Herkommen des Fischergewerbes und des Bauerntums. Eidgenössische Bögte haben da längst ihr Wortrecht verloren, und die Burgen sitze ringsum fristen ihr Dasein als malerische Schnörkel im Landschaftsbilde, das ihnen seine überlegene Stärke freundschaftlich leiht.

Nur einmal jedoch scheinen die Unterseeufer ihre Sanftmut zu verlieren. Miteins schießt die Halde steil und beinahe drohend empor, so daß zwischen ihr und dem Wasser ein schmaler Streifen sich duckt. Der Arenenberg reckt seine geballte Kuppe mit einem gewissen stolzen Trotz über die Weite. Es ist, als wolle er in seiner naturgegebenen Haltung den Sinn und die Sendung jenes menschlichen Geschehens beweisen, das auf ihm sich vollendet hat. Das Schloß steht frei, von knorrigen Eichen beschattet, und von der Zinne freist der Blick unvergleichlich ins offene Land. Hätte ihn der Gesandte des königlichen Frankreich zu Bern, Talleyrand, nur ein einziges Mal wirklich erlebt, er wäre wohl um eine Lächerlichkeit ärmer geblieben. Dieser kleine Neffe eines großen Onkels zeternte und lehnte sich gegen die Ansiedlung der Exkönigin Hortense von Holland auf, weil der Arenenberg nicht günstig zu überwachen sei und dieses „gefährliche“ Glied der bonapartistischen Familie von dort aus für dunkle Verschwörungen alle Gelegenheit finde! Wahrhaftig, zu überwachen war dies Schloßchen von allen Seiten, und Hortense dachte weder an politische noch an Liebesverschwörungen mehr. Sie lebte, als beinahe einzige Frau, dem treuen Gedenken des großen Korsen, und sie quälte sich mit mütterlichen Sorgen, ohne je zu ahnen, daß sie den zweiten Kaiser der Franzosen geboren. Sie hat ihre Verbannung mit jenem stillen Stolz erduldet, den ihre Seele aus der arenenbergischen Landschaft schöpfte. In ihren Armen gleichsam schloß Hortense die Augen, und es ist die Erinnerung an sie und ihr außerordentliches Geschick, die am mächtigsten in jenen Gemächern, in Kapelle und Park leben-

dig geblieben ist. Napoleon III. hat den Aufenthaltsort seiner Jugend noch einmal besucht; das Schloß blieb im Besitze Eugénies, bis sie es dem Kanton Thurgau als Napoleonidenmuseum schenkte.

Unterhalb Mannenbach gewinnt der Untersee seine Ausgeglichenheit wieder. Jedoch scheint

Goethe hat ihn nicht mehr dort gefunden; der gereimte Denkfettel, den der Dichter auf dem Schloßtor hinterließ, blieb bekannter als alle Heldentaten des rastlosen Schloßherrn. Vielleicht ist er seeabwärts gezogen; die Bewegtheit der Wellen um die Brückenpfeiler zu Stein am Rhein hat seiner Getriebenheit sicherlich besser



Insel Reichenau mit Kirche Oberzell.

Phot. Dr. Voller.

er mehr und mehr seinem Ende entgegen zu streben; gleich einem schmalen blauen Bande schlingt er sich ums Steckborner Horn und vorbei am Schloß Glarisegg. Hier mag er vor Zeiten die Quersprünge des „Kraftgenies“ Christoph Kaufmann abgefühlt haben, die dieser als „Gottes Spürhund“ in Sturm und Drang vollführte.

behagt als die Lässigkeit des entströmenden Sees.

Liegt über dieser ganzen Landschaft und ihren Zeichen sommerliche Reife, so bricht das unerschöpfliche Leben aus allen Falten. Aus jeder Scholle leuchtet Fruchtbarkeit. Tag um Tag spendet seine Kräfte des Vollendens. Und wenn

er nach getanem Werke entsinkt, überschüttet er See und Ufer noch einmal mit Sonnenglut, als müsse aus solch sprühender Esse das Land in neugeschweißter Form zur Nacht erstehn. Langsam nur wagt das Dunkel die Pappelreihen am Ufer zur unlösbaren Kette zu binden; langsam

nur überwindet es hügelaufliegend den Glanz. Endlich aber breitet es dennoch sich aus und lagert ohne Schwere über einem Antlitz der Landschaft, das selbst im Schlummer noch sein Lächeln bewahrt.

Zwen Sprüchli.

Gäll, was men isch, seit wenig,
's isch lycht . . . es Flänggli Flum.
Vergöhet's au emänge . . .
's vergohet wie Seipfischum!

Was aber blybt, heist anderscht . . .
Frog eine, was er suecht!
Das seit der gwichtig alles
und numme das wird buecht!

Möntsche sy mer, verfehle
mängisch, gar mängisch der Wäg,
trümmen und toope dur Näbel,
stönden am Fluß ohni Stäg.

Aber mer träge dur's Läbe
tief in is inne ne Gluet.
Lot eine die nit verglumsch . . .
glaub mer's, er lauft der guet!

Traugott Meyer.

Am Lummensfelsen.

Von Karl Max Schneider.

In den Berichten der Helgoländer Vogelwarte ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß Deutschland einen Vogelberg besitzt. Das ist der Lummensfelsen auf Helgoland. An der Südwestküste, also der Windseite, ist er gelegen, bildet den höchsten Vorsprung des Eilands, und nur diese etwa 20 Meter breite Klippe ist es, die alljährlich von Tausenden jener Lummens — entengroßer, aufrecht sitzender Vögel — zum Brüten aufgesucht wird. An einem stürmischen Apriltag war's, als ich auf meinem Morgenrundgang an der Nordspitze der Insel stand und plötzlich in der Tiefe Vögel von schwalbenähnlicher Gestalt und fledermausartigem Flug wahrte. Da fiel mir's ein — Lummens! Die Dünnschnabel-Lumme, das Wahrzeichen der Helgoländer Vogelwelt. Ob der Krieg an jenem wunderbaren Naturdenkmal spurlos vorübergegangen ist, das weiß ich nicht. Jedenfalls sah sich bereits in Friedenszeiten die Regierung genötigt, zu verhindern, daß der Lummensfelsen durch die Rücksichtslosigkeit der Helgoländer und die Schießlust ihrer Badegäste verödete. Und trotz alledem kehren die Überlebenden Jahr für Jahr zur selben Brutstätte zurück.

Brutstätte? — Oft kaum 20 Zentimeter breite Felsränder sind es, woran sie sitzen, in mindestens sechs Stockwerken übereinander. Dabei sind die Gesteinsfirten nicht selten gegen das Meer geneigt, so daß die Eier hinab in die Flut rollen.

Wer heißt die Tiere zu gleicher Zeit an dieser fargen Felsenwand zur selben Verrichtung sich efinden? — Welch eine Bodenständigkeit! — gerade an diesem leichtbeschwingten Volk der Vögel! Welch eine Gebundenheit an Kinderzeit und Heimat!

Und was für ein drolliger Anblick ist es, wenn die Schwarzkittel in dichten Reihen alle nur irgend einen Halt gewährenden Felsplatten besetzt halten! Ab und zu schauen sie sich um, aber nur, indem sie den Kopf mit einer feinen Art von gemessener Gelassenheit zur Seite wenden — — — fürnehm! — Und doch dabei eine noch nicht abgelegte Ängstlichkeit — eben wie einer, der sich selbst noch nicht an seinen Adel gewöhnen kann. — Ernst und würdig wie hohe Herren in Frack und weißer Weste, so sitzen sie da, die meisten dem Meere den Rücken zugehend, starren den Felsen an und tun, als bereiteten sie sich auf eine Ansprache vor. Einige wenige, die an den Rand gedrängt sind, scheinen an das stürmende Meer bereits eine Rede zu halten. Freilich geht ihnen manchmal Ernst und Würde mitsamt ihrer vornehmen Zurückhaltung verloren; denn zuweilen gibt es tollen Lärm und Zank und ein wirres Durcheinander wie auf dem Jahrmarkt. Aber — die Herrschaften richten sich ja auch erst ein. Die dem Felsen am nächsten Sitzenden hocken gebückt unter Mergelschichten. Vielleicht kehren sie deshalb ihre Vorderseite dem Felsen zu, weil die Gesteinsplatte gewöhn-